

CLAUDIA SAMMER

WILD
CARD

ROMAN

braumüller

CLAUDIA SAMMER

WILD CARD

ROMAN

braumüller

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung
und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein
Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie,
Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme gespeichert,
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage 2021

© 2021 by Braumüller GmbH
Servitengasse 5, A-1090 Wien
www.braumueller.at

Coverillustration: Shutterstock | © Greens87
ISBN 978-3-99200-308-2

Ich verpflichte mich, die Hälfte der Verkaufserlöse als
Spende an Organisationen zu überweisen, die sich für
den Umwelt- und Tierschutz einsetzen, insbesondere an
Vier Pfoten und *Birdlife*.

C. S.

*Nur dem rohen Ohr eines gleichgültigen Menschen sei
ein Vogelgesang immer ein und dasselbe. Wer die Tiere
liebe und für sie Verständnis habe, finde im Gesang die
große Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, „eine ganze
Sprache“.*

Rosa Luxemburg, zitiert nach Cord Riechelmann,
Vögel – Vom Singen, Balzen und Fliegen

Happiness is not a possession to be prized, it is a quality of thought, a state of mind.

Daphne du Maurier, *Rebecca*

Inhalt

IN JEDER ANDEREN NACHT: 2001

ZUCKERSTERNENSTAUB: ab 2001

NACHTSCHATTENGEWÄCHS: 2002

CORONA BOREALIS: ab 2019

BADEWANNENBEET: 2020

AUFGEFANGEN: 2022

IN JEDER ANDEREN NACHT

2001

*Faces along the bar
Cling to their average day:
The lights must never go out,
The music must always play,
All the conventions conspire
To make this fort assume
The furniture of home;
Lest we should see where we are,
Lost in a haunted wood,
Children afraid of the night
Who have never been happy or good.*

W. H. Auden, *September 1, 1939*

Auch wir gehen zu Fuß, lassen die anderen zurück und betreten die ausgestorbene Nacht.

Ich sage, ich bin nicht müde, er antwortet, das sei gut, denn die Stadt gehöre jetzt uns.

Ich sage, ich kenne dich nicht, er antwortet, auch das sei gut, dann könnten wir uns nichts vormachen, könnten unsere Koordinaten mit jenen der Stadt verknüpfen und neu abstecken, die Koordinaten der Schluchten, in denen Gespenster von den giftigen Ruinen her wehen.

Wir wandern entlang der sichtbaren Grenze an der Vierzehnten Straße, die Geister sind hier real, schneeweiß. Der Aschelawine haarscharf entkommen.

Wonach riecht es für dich, will er wissen.

Nach Rauch und Metall.

Er winkt ab.

Das bildest du dir ein, es riecht nach trockener Nacht, es riecht nach gar nichts.

Erzähl mir etwas, bitte ich ihn, erzähl mir etwas, das ich von dir wissen sollte.

Er sieht mich von der Seite an, die Mundwinkel zieht er nach unten, als wolle er mich warnen.

Etwas, das du von mir wissen solltest, spricht er mir nach. Ich kann dir Daten und Fakten nennen, mein Geburtsdatum, eine Adresse und das Alter meiner Schwester, aber du wirst nichts verstehen. Versuchen wir es anders, ich zeichne dir ein Bild.

Er holt einen Zahnstocher aus seiner Tasche und steuert eines der unter Asche verschwundenen Autos an. Schon tauchen rote Striche auf, sie durchziehen das Weiß wie Adern und erwecken das Fahrzeug zu neuem Leben. Er skizziert eine Frau, das könnte meine Mutter sein, sagt er,

kurzes Haar, markante Nase, ein kleiner Mund, und das mein Vater, Bart, Falten um die Augen, schütteres Haar.

Ich könnte alle Heckscheiben und Motorhauben mit dem Bild meines Vaters schmücken, sie wären nichts weiter als Steckbriefe im Raum, eine Fahndung auf den Trümmern des Lebens.

Was ist mit deinem Vater?, möchte ich wissen.

Er zieht die Mundwinkel noch weiter nach unten und zuckt mit der Schulter.

Er ist weg, murmelt er. Ich wohne bei meiner Schwester in Brooklyn. Sie hat mich gerne um sich. Sie ist ein Mensch, den man wie eine Sonne umkreisen kann. Das wünscht sich doch jeder, heimlich zumindest, jemanden, zu dem man aufsehen kann. Sie ist nur drei Jahre älter als ich, aber es könnten dreißig sein, so vieles hat sie mir voraus. Sie kann alles und weiß alles, während ich zu verstehen versuche und nichts verstehe. Als hätte sie das Leben im kleinen Finger. Und ich begreife nicht einmal, wie Gelingen und Misslingen so nahe beieinander liegen können. Früher, zu Hause, sind wir uns bloß auf die Zehen gestiegen. Ich habe mir oft gewünscht, dass er zurückkommt, dass er Ordnung schafft, den Müll, der sich angesammelt hat, aus uns herausschreit. Ich weiß nicht mehr, ob er einer der Guten war, ich möchte aber daran glauben. Er könnte in anderer Gestalt zurückkehren, könnte um die Häuser streichen, wie einer dieser Streuner, die dich anfletschen, wenn du ihnen zu nahe kommst, und winselnd den Schwanz einziehen, wenn du die Hand hebst. Ich habe seinen Schatten gesehen, aus dem Augenwinkel, er war geschickt, hat sich mir nie gezeigt. Er saß auf einem Baum, wenn wir im Park gespielt haben, und hockte nachts unter meinem Fenster.

Er lebt nicht mehr?, frage ich, und da wird er ärgerlich, bezichtigt mich des Schubladendenkens.

Schwarz oder weiß, heiß oder kalt, so einfach sei das nicht, was wüssten wir schon, gestorben oder tot, nichts ginge verloren, es sei nur die Form, die sich wandle, und sein Vater sei ein wahrer Verwandlungskünstler.

Er formt seine Lippen zu einem Ring, eine Wolke wirbelt auf, und ich wäre gerne der Staub, mit dem sein Mund viel sanfter spricht. Ich versteige mich im Betrachten dieser Höhle, sie glänzt feucht und ist uneben, die Ränder brüchig, Hautfetzen erzählen von nachlässiger Pflege. Ihre mangelnde Schönheit stößt mich ab und zieht mich gleichzeitig an. Plötzlich überkommt mich eine schwebende Müdigkeit.

Darf ich mich an dich lehnen?, frage ich ihn, ich bin müde.

Er zieht mich an seine Seite.

Gehen wir, vielleicht finden wir eine Insel.

Noch nie waren diese Straßen so still und so leer, und so finster. Am Hudson laufen wir in einen einsamen Hafen. Das *Empire Diner* ist schäbig, es riecht nach Stunden, in denen man sitzen bleibt, weil man müde und schwach ist, an der Tür mahnt ein handgeschriebenes Schild. *The lights must never go out, the music must always play.*

Fettige Finger haben am glänzenden Chrom Nacktschnecken Spuren hinterlassen, ich sehe sie vor mir, die trommelnden, lauernden Hände.

Es widert mich an, wie sie hier essen. Dumpf fallen sie über alles her, schaufeln die Beute in ihre gierigen Mäuler, Zwiebelringe, Tomaten, Gurken und Fleisch. Das Versprechen von Licht und Musik schmeckt nach Verrat. Ihre Augen aber hängen am Bildschirm, das Grauen hat sie bezirzt. Mechanisch kehren die Finger zum Teller zurück, wuseln verloren herum, Zungen schlecken sie ab, als wollten sie Trost spenden.

Ich frage mich, wie das geht. Dem Tod beim Fressen zusehen.

Möchtest du etwas essen?, werde ich aus meiner Betrachtung gerissen.

Willst du?

Er verneint, und ich empfinde Dankbarkeit, er gehört heute zu mir.

Wir bestellen Kaffee, schwarz, bitter vom stundenlangen Warmhalten, und heiß. Wir werden uns die Zungen verbrennen und uns lebendig fühlen.

Das Lächeln, mit dem die Bedienung unsere Bestellung quittiert, ist leer. Nie zuvor habe ich eine so hünenhafte Frau gesehen. Auch ihre Stimme ist gewaltig, ihr Lachen muss angsteinflößend sein. An diesem Abend hat sie nichts zu lachen, man sieht, dass sie sich zähmt, dass sie die Lautstärke herunterregeln möchte. Sie kämpft mit ihrem Atem, skandiert die Bestellungen, aber die Sätze, die sanft dahinfließen sollten, schießen wie Salven hervor. Ihr Mund ist riesig, er speit Worte aus und nimmt Erdnüsse auf, die Kaumuskeln arbeiten hektisch, schieben salzige Speichelreste über die Lippen, und ihr Gesicht glänzt, als hätte sich das Fett in der Luft auf die Haut gelegt, oder es ist der Schweiß, der sich unter dem billigen Puder sammelt. Ihre Bewegungen sind ausladend, den Filterkaffee gießt sie aus großer Höhe in unsere Tassen, dampfend und dunkel, keine Milch, kein Zucker, maximale Reduktion. Ihre dicke Hand wischt über die glatte Fläche, sie schiebt die Zuckerdose vor sich her. Die Frau überlegt, wir haben sie aus dem Konzept gebracht. Wir passen nicht hierher, sind falsch gestrandet.

Wir sollten los, beginne ich, doch da lässt sie den Zucker stehen, lächelt dünn und wendet sich ab.

Das Schmierige klebt an allen Oberflächen, ich fühle mich schmutzig, sehne mich nach einem heißen Bad. Kurz

schließe ich die Augen und sehe einen Saal, Wanne reiht sich an Wanne, hauchdünne Vorhänge trennen die Waschplätze. Das Wasser ist seidig weich, es schließt sich über meinem Körper, bedeckt ihn. Es riecht nach Sauberkeit. So hat es zu Hause gerochen, in der Ecke zwischen Schlafzimmer und Bad. Manchmal habe ich mich, nur in ein Handtuch gewickelt, dorthin gekauert, Körper und Haare noch feucht, frische Baumwolle auf seifiger Haut. Wenn es kalt war, haben sie mich verscheucht. Dann habe ich die Luft angehalten und erst unter der Bettdecke ausgeatmet, einen Duftrest in mein Bett rettend, dem ich unter der Decke hinterheratmen konnte.

Jemand hat Blütenblätter auf dem Wasser verteilt, kreisende Ornamente, die auf seiner Oberfläche treiben, und auch mein Körper wird aufgetrieben, neues, rundes Land, das die Rosen besiedeln. Meine Gefährten, denke ich, steige aus der Wanne und mache mich auf die Suche nach der Toilette. Dort amputieren verummte Gestalten das Bein einer Frau. Ich bitte um Verzeihung, hätte mich in der Tür geirrt, aber sie nicken mir ausdruckslos zu und drücken mir eine Klemme in die Hand. Hier, ich solle das Fleisch zurückziehen, sie greifen nach einer Säge und beginnen zu arbeiten, während ich, jetzt ebenfalls ausdruckslos, die Klemme ansetze und entgegenhalte, damit sich das Sägeblatt ungestört durch den Knochen treiben lässt. Später heißt es, es kämen weitere Verwundete, und da mische ich mich ein, schreie fast, das wäre Unsinn, alles umsonst, die Rettungsmannschaften und die Bereitschaften, die in ihren hell erleuchteten Dienstzimmern nicht einmal Totenscheine ausstellen könnten. Es gäbe keine Toten, nur Vermisste, die in einem riesigen Sammelgrab bereits entsorgt worden wären. Schon nimmt das Geheul der Einsatzfahrzeuge ab, und die Sirenen verstummen, während der Sand in der viermal